

KulturTipp

Goecke zeigt „Rastlos“

Wer Lust hat, die Kompanie von Marco Goecke kennenzulernen, kann sich das neue Programm des Staatsballetts Hannover im Netz anschauen. „Rastlos“ heißt der Abend, der auf der Internetseite der Staatsoper Hannover gestreamt wird. Die Choreografen Juliano Nunes, Jiri Kylaň und Lukáš Timulak setzen sich mit dem Thema Hektik und Stillstand auseinander. Ein Wiedersehen gibt es mit Tänzern wie Maurus Gauthier, Özkan Ayik, Rosario Guerra und Robert Robinson. ak



„Rastlos“ beim Staatsballett Hannover, bis Ende November unter www.staatsballett-hannover.de

Die „Tatort“-Fledderei

Auf der Schwelle zum Fegefeuer

Wir haben gesehen: „Limbus“ aus Münster mit dem zankenden Team Thiel und Boerne. Von Thomas Klingenmaier

Die Handlung in zwei Sätzen Ein Hochstapler bringt den Gerichtsmediziner Boerne (Jan Josef Liefers) beinahe um und nimmt seinen Platz ein. Boernes Seele löst sich vom Körper und landet in der Vorhölle, während Thiel (Axel Prahl) merkt, dass der nervtötende Boerne unverzichtbar geworden ist.

Zahl der Leichen Zwei. Wobei der Serienhochstapler möglicherweise schon mehr Patienten auf dem Gewissen hat als ein rostiges, unsterilisiertes Skalpell.

Neues aus dem Jenseits Schon die Vorhölle sieht aus wie das Designbüro eines Promipsychologen, hinter der Tür zum Buß- und Jammerraum darf man sich also erst recht auf etwas gefasst machen. Boerne schafft es mal bis an die Schwelle. Dahinter leuchtet es so blendend hell, dass man sich das Fegefeuer als endlose New-Age-Gesprächsgruppe vorstellen muss.

Personalfragen Wie kommen Engel und Teufel heutzutage wohl daher? Wie jemand aus unserem Erdenleben, warnt „Limbus“. Boernes unterirdischer Betreuer sieht aus wie Thiel, nur smarter herausgeputzt. Man kann also schon mal seine Bekannten durchgehen und sich fragen, welches Los man ziehen möchte.

Reformhölle Sparen im Gesundheitswesen: ein Dauerthema. „Arzt ist man im Herzen, nicht auf dem Papier“, sagt der Hochstapler (Hans Löw). Das verbilligt allerdings die Ausbildung.

Unser Fazit Eine vergnüglich abgedrehte Komödie, die Krimiregeln so ernst nahm wie eine Hauskatze Anweisungen.

Spannung Note 2; **Logik** Note 1

Deutscher Hörspielpreis

„Einsteins Zunge“ ist der Gewinner

Das Hörspiel „Einsteins Zunge. Aus dem Nachlass meines Bruders“ von Christoph Buggert ist mit dem Deutschen Hörspielpreis der ARD ausgezeichnet worden. Das Hörspiel ist eine Produktion des Liquid Penguin Ensemble für den Saarländischen Rundfunk und den Mitteldeutschen Rundfunk. Das teilte der Südwestrundfunk am Samstag mit.

Das Hörspiel erzählt aus der Sicht des Bruders die unentdeckte Geschichte von Georg. Der Bruder entdeckt, dass Georg, ein erfolgreicher Geschäftsmann, sein Leben lang auf der Suche nach Antworten auf die großen Fragen des Lebens war. Der Bruder findet Kassetten, Briefe, Tagebücher, 811 durchnummerierte Träume, Kindheitszeichnungen, philosophische wie wissenschaftliche Texte. „Wie sich aus dieser Georg nach und nach in seiner Eigenartigkeit ins Herz schließt, wie er uns auch nach seinem Tod einlädt, das Mysteriöse an unserer Existenz nicht aus den Augen zu verlieren“, habe die Jury berührt, heißt es in der Mitteilung.

Die Regisseurin und Schriftstellerin Doris Dörrie und die Schauspielerinnen und Filmemacherin Maryam Zaree leiteten erstmals die unabhängige Jury. Der Hauptpreis der ARD Hörspieltage ist mit 5000 Euro dotiert und mit der Ausstrahlung in den Kulturradios der beteiligten Sender verbunden. Er gilt als höchstdotierte Auszeichnung für Hörspiel im deutschsprachigen Raum. epd



Versammelt zur Konferenz: Florian Martens, Devid Striesow, Iris Berben, Ursina Lardi, Samuel Benito, Anna Brüggemann, Thomas Sarbacher und Neda Rahmanian. Foto: ZDF/Conny Klein, Arne Rümml

Hoppla, ein Jude wehrt sich

In der ZDF-Problemkomödie „Das Unwort“ mit Iris Berben und Devid Striesow tagt eine Schulkonferenz. Die Aufarbeitung einer Prügelei wird heikel: Jüdische Schüler wurden gemobbt. Von Thomas Klingenmaier

Es hat gekracht, aber so richtig. Auf dem Flur eines Berliner Gymnasiums haben sich Schüler geprügelt. Einem wurde die Nase gebrochen, einem anderen ein Stück vom Ohr läppchen abgeknabbert. Mit Nachsitzen ist es da nicht getan, eine Krisenkonferenz muss tagen. Eingeladen, vielleicht auch vorgeladen zu einem Abend mit Frau Dr. Nüssen-Winkelmann (Iris Berben) von der Schulaufsichtsbehörde sind die Eltern der Beteiligten, der Schuldirektor Stege (Devid Striesow), die Deutschlehrerin Frau Ritter (Anna Brüggemann), die Vertrauenslehrer und der Hausmeister (Florian Martens).

Nicht alle erscheinen, denn der Abend ist heikel. Zugeschlagen und zugebissen hat ein jüdischer Neuntklässler, die Lärmdien sind muslimische Mitschüler. Deren Eltern sind nicht da, wohl aber die von Max Berlinger (Samuel Benito), der vorläufig vom Unterricht ausgeschlossen wurde.

Die Berlingers (Ursina Lardi und Thomas Sarbacher) verteidigen ihren Sohn vehement: Max werde beständig provoziert, weil er Jude sei. Erst im Lauf des Abends werden sie erfahren, wie heftig die Übergriffe waren, wie feige Lehrer weggeschaut haben und wie falsch die Schulleitung reagiert hat, als Aussitzen gar nicht mehr ging. Man hat eine Liste jüdischer Schüler erstellt und die so Identifizierten in den Pausen in den Chemieraum verbannt, damit ihnen auf dem Schulhof nichts passiert. All diese Vorgänge werden in Rückblenden lebendig.

Leo Khasins Film „Das Unwort“ führt also mitten hinein in eine der immer wieder ausgeblendeten Problemzonen unserer Gesellschaft: in den neuen Antisemitismus, der sich gerade auch bei Jüngeren findet. Überraschenderweise aber ist „Das Unwort“ kein wütend anschnaubender Rammbock und kein verkrampter Bestandsaufnahmeversuch, sondern eine Komödie. Passagenweise sehen wir, wie sich mit Frechheit, Heiterkeit und Spottlust echte Klarheit schaffen lässt.

Direktor Stege denkt nur an den guten Ruf der Schule beziehungsweise an mögliche Gefahren für sein eigenes Vorankommen auf der Karriereleiter. Er will alles auf die Pubertät herunterreden, auf kleine Aggressionen ohne ernstesten Hintergrund. Manchmal gerät er beim Klugtun und Dummstellen ein wenig durcheinander. Er möchte eben ganz knallhart demonstrieren, dass er nie Antisemitismus zulassen würde, und zugleich wachsw weich zu rechtreden, dass es kein Antisemitismus sei, wenn man jüdischen Schülern hinknallt, es wäre besser, ihre Großeltern wären in Auschwitz umgekommen, dann säßen sie jetzt nicht hier.

Die Deutschlehrerin Frau Ritter ist da ganz anders. Also: schlimmer eigentlich. Ihr geht es nicht um irgendeine Wirkung nach außen, sondern um die eigenen Illusionen, um ihr Wohlfühlen in Verständnisseligkeit, ums Ausblenden von allem, was sie in ihrer Konfrontationsscheu überfordern würde. „Es wäre schön, wenn wir alle heute Abend auf Augenhöhe miteinander sprechen könnten“, fleht sie zu Beginn des Abends. Sie hat auch selbst gemachte Falafel und Gefilte Fisch mitgebracht und zerknirscht sich, auf welches Gericht sie das palästinensische Fähnchen stecken soll und auf welches das israelische.

Die Berlingers allerdings stellen klar: „Wir sind keine Israelis.“ Und Frau Dr. Nüssen-Winkelmann moniert unverfroren: „Das stinkt ja fürchterlich.“ Ja, hier will erst mal gar nichts klappen, hier beginnt ein Zappeltanz auf einer Schmierseife aus Borniertheit, vagen Schuldgefühlen, Wut, Hilflosigkeit, Ressentiments, Sentimentalitäten, Ängsten und Ansprüchen. Das Drehbuch erspart den Figuren wenig, nicht einmal, dass der Hausmeister, den die besseren Stände nur mit seinem Nachnamen anreden, ohne Herr davor, Eichmann heißt. Die Berlingers sind düpiert, der Direktor verwerft sich gegen Diskriminierung von Deutschen. Nur Eichmann weiß nicht recht, warum es da geht, ist ansonsten aber um einiges geradeter als die anderen. Er hat mit den Rüpelschülern schließlich jeden Tag zu tun und plaudert aus, was nicht in den

Schulakten zum Fall steht, aber täglich auf den Fluren passiert.

In den besten Momenten weht ein wenig Lorient-Geist durch die Szenen, immer wieder bekommen die Dialoge einen etwas gestelzten Theaterton. Khasin will nicht nur herumsputzen, er trägt schwer an seiner Verantwortung, und so geht auch einiges schief. Er verbiegt Figuren, weil er momentan eine bestimmte Haltung braucht. Mal keift Nüssen-Winkelmann unerwartet rassistisch herum, dann wieder kippt hochkochende Aggression in Vernunft. Die Versöhnung am Filmende ist pure Utopie. Aber gerade weil sich kaum jemand an dieses Thema herantraut, sollte man „Das Unwort“ erst mal für all das schätzen, was klappt.

Wie nötig Geschichten über jüdisches Leben in Deutschland sind, kann man im Anschluss an „Das Unwort“ sehen. In Jan Tenhovens Doku „Hey, ich bin Jude! – Jung. Jüdisch. Deutsch“ erzählen ab 21.40 Uhr Menschen von Alltagserfahrungen, von Verkrampftheit, die ihnen begegnet, aber auch von Attacken, von Angst, von den Momenten, wenn sie den Davidstern an der Halskette lieber unter der Kleidung verschwinden lassen. Wie „Das Unwort“ zeigt, Angst darf eine Gesellschaft nicht zulassen. Sie kann aber nicht nur mit guten Worten beschwichtigen. Sie muss konfliktbereit gegenüber denen sein, die Grundwerte nicht achten.

ZDF, Montag, 20.15 Uhr

DER REGISSEUR LEO KHASIN

Herkunft Der Stoff von „Das Unwort“ ist Leo Khasin vertraut, der hier ein eigenes Drehbuch umgesetzt hat. Khasin wurde 1973 in Moskau als Kind einer jüdischen Familie geboren. In Deutschland hat er zunächst Zahnmedizin studiert und auch als Zahnarzt gearbeitet.

Werk Ab 2000 hat Khasin in Berlin Film studiert, schon seine Abschlussarbeit „Liebe Mutter“ fiel auf. 2012 kam „Kaddisch für einen Freund“ ins Kino: Ein palästinensischer Flüchtlingsjunge aus dem Libanon schikaniert einen alten jüdischen Zuwanderer, schließt dann aber eine Art Freundschaft mit ihm. tkf

che Gefahren für sein eigenes Vorankommen auf der Karriereleiter. Er will alles auf die Pubertät herunterreden, auf kleine Aggressionen ohne ernstesten Hintergrund. Manchmal gerät er beim Klugtun und Dummstellen ein wenig durcheinander. Er möchte eben ganz knallhart demonstrieren, dass er nie Antisemitismus zulassen würde, und zugleich wachsw weich zu rechtreden, dass es kein Antisemitismus sei, wenn man jüdischen Schülern hinknallt, es wäre besser, ihre Großeltern wären in Auschwitz umgekommen, dann säßen sie jetzt nicht hier.

Die Deutschlehrerin Frau Ritter ist da ganz anders. Also: schlimmer eigentlich. Ihr geht es nicht um irgendeine Wirkung nach außen, sondern um die eigenen Illusionen, um ihr Wohlfühlen in Verständnisseligkeit, ums Ausblenden von allem, was sie in ihrer Konfrontationsscheu überfordern würde. „Es wäre schön, wenn wir alle heute Abend auf Augenhöhe miteinander sprechen könnten“, fleht sie zu Beginn des Abends. Sie hat auch selbst gemachte Falafel und Gefilte Fisch mitgebracht und zerknirscht sich, auf welches Gericht sie das palästinensische Fähnchen stecken soll und auf welches das israelische.

Die Berlingers allerdings stellen klar: „Wir sind keine Israelis.“ Und Frau Dr. Nüssen-Winkelmann moniert unverfroren: „Das stinkt ja fürchterlich.“ Ja, hier will erst mal gar nichts klappen, hier beginnt ein Zappeltanz auf einer Schmierseife aus Borniertheit, vagen Schuldgefühlen, Wut, Hilflosigkeit, Ressentiments, Sentimentalitäten, Ängsten und Ansprüchen. Das Drehbuch erspart den Figuren wenig, nicht einmal, dass der Hausmeister, den die besseren Stände nur mit seinem Nachnamen anreden, ohne Herr davor, Eichmann heißt. Die Berlingers sind düpiert, der Direktor verwerft sich gegen Diskriminierung von Deutschen. Nur Eichmann weiß nicht recht, warum es da geht, ist ansonsten aber um einiges geradeter als die anderen. Er hat mit den Rüpelschülern schließlich jeden Tag zu tun und plaudert aus, was nicht in den

ZDF, Montag, 20.15 Uhr

DER REGISSEUR LEO KHASIN

Herkunft Der Stoff von „Das Unwort“ ist Leo Khasin vertraut, der hier ein eigenes Drehbuch umgesetzt hat. Khasin wurde 1973 in Moskau als Kind einer jüdischen Familie geboren. In Deutschland hat er zunächst Zahnmedizin studiert und auch als Zahnarzt gearbeitet.

Werk Ab 2000 hat Khasin in Berlin Film studiert, schon seine Abschlussarbeit „Liebe Mutter“ fiel auf. 2012 kam „Kaddisch für einen Freund“ ins Kino: Ein palästinensischer Flüchtlingsjunge aus dem Libanon schikaniert einen alten jüdischen Zuwanderer, schließt dann aber eine Art Freundschaft mit ihm. tkf

Böhmermann feilt weiter am Konzept

Es fehlt der neuen ZDF-Show beim Start noch am gewohnten Schwung. Von Tim Schleider

Der Motor stottert gewaltig. Als am späten Freitagabend um 23 Uhr der Satiriker Jan Böhmermann nach einem Jahr TV-Pause sein neues „ZDF Magazin royale“ präsentiert, wirkt vieles arg bemüht, kompliziert, vertrackt, holperig und stolpernd. Eine Puppenfigur wird präsentiert, den älteren Zuschauern noch bekannt aus der Kindersendung „Hallo Spencer“, die irgendwie aber wohl auch eine Parodie auf den zu den Corona-Leugnern gewechselten Schlagstar Michael Wendler sein soll. Über einen neuen Böhmermann-Kanal beim Messengerdienst Telegram wird informiert, auf das große Thema „Verschwörung“ verwiesen, das dort eine große Rolle spiele. Und, ach ja, die Musiker des Rundfunkorchesters Ehrenfeld sind auch leider nur per Zoom-Konferenz zugeschaltet.

Letzteres geht natürlich auf das Konto der Corona-Pandemie, ebenso das Fehlen von Promigästen und von spontanen Reaktionen des Studiopublikums. Die Isolierung macht dem 39-jährigen Böhmermann deutlich zu schaffen. Erst nach der Halbzeit kommt die Show wirklich in Gang: Endlich klärt der Satiriker seine Fans auf, wohin die Reise gehen soll. Den in Aluhütkekreisen propagierten Alien-Verschwörungen will er in alter Aufklärer-Pose die wahren Verschwörungen unserer Welt entgegensetzen – neben dem Leugnen der Klimakatastrophe zum Beispiel die ungerechte Konzentration der Besitztümer auf eine schmale Schicht sehr reicher Menschen.

Da prasseln dann im Stakkato die Bilder und Informationen: der Milliardengewinn von Amazon an einem einzigen Tag, die Dividendenzahlungen bei BMW an die wenigen Eigner mitten in Corona-Zeiten, der Einfluss eines Fahrzeugteileherstellers auf die Politik, die steuerfreien Milliardeneschenke im Verlagshaus Springer. Im Detail erläutert wird auf die Schnelle natürlich nicht, aber spannend klingt es zweifellos. Näheres erfährt man – ach so! – demnächst bei Böhmermann auf Telegram, moderiert vom – ach deswegen! – Puppen-Co-Moderator Spenser.

Wird die neue Show in diesem Stil weitergehen? Klar ist, Böhmermann will um 23 Uhr nicht einfach fortsetzen, was Oliver Welke in der halben Stunde zuvor ja schon ausgiebig praktiziert: das nach allen Seiten abgesicherte, weil ja allgemeine Politiker-Bashing der „heute-show“. Jan Böhmermann will Positionen beziehen. Das ist vielleicht für manche TV-Kritiker eine Überraschung, aber ganz sicher nicht für seine Fans.

Schön wäre nur, all dies würde in Zukunft etwas schlüssiger, eleganter, fluffiger gelingen als zum Auftakt. Eines ist aber jetzt schon klar: Bleibt es bei diesem Konzept, wird auch künftig der ZDF-Intendant Thomas Bellut seinen Chefatiriker immer mal wieder vor Protesten aus Politik und Wirtschaft schützen müssen.



Foto: dpa/Christophe Gateau

Böhmermann will nicht einfach die „heute-show“ fortsetzen.

Flüchtlingsströme und ein Opfer als Täter

In drei Neuaufnahmen beweist Schuberts „Winterreise“ Sprengkraft. Sogar Charly Hübner und Nick Cave passen dazu. Von Susanne Benda

Fremd bin ich eingezogen, fremd kehrt ich wieder heim. Am Brunnen vor dem Tore, da steht ein Lindenbaum. Nun merk' ich erst, wie müd' ich bin. Wann halt' ich das Liebchen im Arm? Wilhelm Müllers Texte, die Schubert in seiner „Winterreise“ vertonte, sind fester Teil unseres kulturellen Gedächtnisses. Man hat sie im Kopf, und im Kopf hat man auch die existenzielle Verlorenheit, die Hans Zender 1993 seiner „komponierten Interpretation“ von Schuberts Liederzyklus einscrieb: 19. Jahrhundert, gesehen mit der Brille des späten 20. – plötzlich, zum ersten Mal, hatten die schönen Melodien tiefe Wunden, und plötzlich schien im Altbekanntem die Möglichkeit eines radikal Neuen auf.

Seither ist den 24 Liedern viel widerfahren, auffällig viel in den letzten Monaten. Der Bratscher Andreas Hörich hat den Anfang gemacht, für sein Voyager

Quartet eine rein instrumentale Fassung geschaffen und die 12 ausgewählten Stücke außerdem durch Intermezzi miteinander verbunden (Solo Musica/Sony): eine interessante Verfremdung. Deutlich radikaler deutet das Asamura-Ensemble seine Version des Zyklus, indem es die Geschichte vom unbehausten Wanderer als Reflex auf die Flüchtlingsbewegungen unserer Tage deutet („Winterreise interkulturell“, Decurio/Klassik Center).

Schubert hält viel aus Musikalisch begegnen sich die schönsten Melodien aus der „Winterreise“, persischer Gesang, Klarinetten-Klezmer und ein Hauch von Neuer Musik. Das romantische Kunstlied zieren Oud, Santur und Tar, Melancholisches mündet in Tanz („Erstarrung“). Im „Leiermann“ finden Maximilian Guths Bearbeitungen der ausgewählten Lieder zu einer beeindruckenden

den Synthese: Hier greifen Melodien des Orients und des Okzidents ineinander, die Flöte intoniert nochmals das „Fremd bin ich eingezogen“, das präparierte Klavier markiert klopfend das unerbittliche Vergehen der Zeit, und mit seinen wiederholten Klanggirlanden gibt der persische Sänger eine neue Art von Leiermann. Schubert hält das aus. Nein, mehr noch, seine Lieder sprengen ihre romantische Hülle.

Die allerneueste Aufnahme des Zyklus durch das Ensemble Resonanz und den Schauspieler Charly Hübner (Resonanzraum Records/Harmonia mundi) treibt dies auf die Spitze, denn hier werden 14 Lieder der „Winterreise“ mit Songs von Nick Cave zusammengebracht.

Dessen „The Mercy Seat“ ist die Einleitung zu einer Geschichte, welche die Perspektive umkehrt: Der einsame, von seiner Geliebten verlassene Fremde, der sich in Wilhelm Müllers Gedichten und in Schuberts Musik langsam aus der Welt entfernt, ist hier nicht Opfer, sondern Täter, der aus Rache und Eifersucht sein Liebchen umbrachte. Schlagzeug-Beats und Klänge der E-Gitarre durchdringen die

Arrangements, mit denen Tobias Schwencke 14 Schubert-Liedern zeitgenössische Würze verleiht. Charly Hübners Darstellung bleibt in der Schwebe zwischen Innigkeit, Zärtlichkeit, Distanz und Parodie.

Dem Irrsinn näher als der Realität

Sein Gesang, völlig kunstlos, ist irgendwie zwischen Tonhöhen-Behauptung und Rezitation. Zwischendurch liest der Schauspieler Texte aus Boris Sawinkows „Das fahle Pferd“, ein Gesangsverein singt eine friesische (?) Variante des „Lindenbaums“, und die Musiker streuen Mahlers Adagietto (aus der Fünften) ein – einschließlich erfolgreich integrierter E-Gitarre.

Spätestens mit dem Lied „Erstarrung“ kommen die Musik und der Erzähler aus dem Tritt; das „Auf dem Flusse“ und Nick Caves „Sweetheart come“ liegen dem Irrsinn näher als der Wirklichkeit. Der Leiermann tönt nach einer wirkungsvollen Aufwärts-Gleitbewegung der Streicher am Ende schließlich nur noch sprachlos von ferne an: eine Stimme, übertönt von vielen. Man ist erschüttert, hingerissen.